

Illustrirtes Sonntagsblatt

Wöchentliche Beilage zur
Wildbader Chronik.

№ 47. 1887.

Am Stolzenhacht.

Novelle

von

S. Berk a.

1.

(Nachdruck verboten.)

Die Herrschaft Stolzenhagen galt als eine der schönsten und einträglichsten der Provinz. Es war in der That ein herrlicher Besitz. Während schon früher der treffliche Weizenboden und der gutbestandene hochstämmige Forst, dessen hundertjährige Eichen der Reid der ganzen Nachbarschaft waren, sehr bedeutende Erträge geliefert hatten, gewährten neuerdings die großen Kohlengruben, deren sachmännische Ausbeutung unter dem jetzigen Besitzer, dem Grafen Walter, einen ungeahnten Aufschwung genommen hatte, so große Einnahmen, daß sie die Revenüen der Herrschaft mindestens verdoppelten.

Bis zur Zeit, da der Graf das Erbe seines ohne Testament verstorbenen Vaters antrat, war die umfangreiche Besitzung ganz im patriarchalischen Sinne der alten Großgrundherren verwaltet worden — „äußerst unpraktisch“, wie der neue Besitzer meinte. Er griff sofort mit kräftiger Hand in den schwerfälligen, unmodernen Wirtschaftsbetrieb ein und brachte die neuen Ideen, welche er auf seinen bisherigen kleinen Gütern nur in beschränktem Maße hatte ausführen können, in großem Umfang und unleugbar mit bedeutendem Erfolg zur Verwirklichung.

Und in der That, wer die Gruben besah, wer die scharfgeregelte Forstwirtschaft mit Kenneraugen betrachtete, die schönbestellten Felder und die trefflichen, chausfirten Wege sah, die der Graf überall hatte anlegen lassen, fühlte die schaffenskräftige, energische Leitung des Ganzen. Und wer dann den Centralpunkt der Besitzung, Schloß Stolzenhagen selbst, mit dem großen Komplex der es umgebenden Wirtschaftsgebäude, der Brennerei und Stärkefabrik, den massiven Scheunen und Ställen besuchte, empfand aller Orten das wachsame, ordnende Auge des Herrn. Ebenso im Schloß, das der Graf mit Ausnahme der wenigen Wochen, während derer er als Standesherr an den Sitzungen der Kammer theilnehmen mußte, stets bewohnte. Ueberall die gleiche Ordnung, überall neben dem natürlichen Standesgemäßen Luxus doch scharfe Sparsamkeit, nirgends ein Zubiel, nirgends ein Zuwenig — aber überall auch eine gewisse kühle Berechnung, die Vortheil und Nothwendigkeit sorgsam abzuwiegen schien.

Der Graf war Wittwer. Sein Sohn Edgar stand in der Residenz bei einem der Garde-Kavallerie-Regimenter; Comtesse Else, die einzige Tochter, welche etwa seit zwei Jahren in die Gesellschaft eingeführt war, lebte bei dem Vater. Das Verhältniß zwischen Letzterem und den Kindern war etwas kühl und gemessen; er liebte es nicht, aus sich herauszugehen und fand in seiner allerdings unaufhörlichen angestregten Thätigkeit so vollauf Beschäftigung und Befriedigung, daß ihm zu einem eigentlichen Familienleben, wie er selbst sagte, kaum Zeit übrig blieb. In Wirklichkeit empfand seine kalt berechnende Natur kein Bedürfniß nach einem herrlicheren Verkehr mit seinen Kindern, und er meinte seinen Vaterpflichten vollkommen genügt zu haben, indem er ihnen die besten Lehrer gab und dafür sorgte, ihnen einst ein möglichst großes Erbe zu hinterlassen. Der Sohn erhielt eine sehr bedeutende Zulage, als er aber einst im aufbrausenden Jugendübermuth einige für die Verhältnisse des Grafen ziemlich unbedeutliche Schulden gemacht hatte, zahlte dieser zwar, erklärte aber sofort, es sei dies das erste und letzte Mal — Edgar müsse den Abschied nehmen, sobald er noch einmal irgend welche ähnliche Ansprüche mache, und der Lieutenant wußte, daß der Vater hielt, was er sagte. Er kam selten nach Stolzenhagen, obwohl er an seiner Schwester mit großer Zärtlichkeit hing und es um ihretwillen schwer empfand, daß das mißliche Verhältniß mit dem Vater ihm den Aufenthalt in der Heimath vergällte.

Else war der Liebling, der Abzott des ganzen Hauses, und selbst der Graf konnte sich dem Zauber ihrer Anmuth nicht ganz entziehen; wenn überhaupt irgend Jemand, so vermochte sie es, auf ihn einzuwirken. Er nannte sie oft das Ebenbild der Mutter; wer das Porträt

der verstorbenen Gräfin im Ahnensaal des Schlosses mit der zarten Else verglich, mochte jene Bemerkung zuerst nicht verstehen: die Mutter war brünett gewesen, die Tochter hatte den blonden Haarwuchs des Vaters geerbt; Kinn, Mund, Nase schienen einzeln betrachtet ohne jede Aehnlichkeit, und nur die dunklen Augen, bei der jungen Comtesse durch den Kontrast zu den blonden Flechten doppelt interessant, waren Beiden gemeinsam. Die Gleichheit war weniger eine körperliche, als eine feelse, darum lag sie auch im Auge, das der Seele treuester Spiegel ist.

Das Arbeitszimmer des Grafen, in dem er auch zu frühlichen pflegte, lag zu ebener Erde mit der Aussicht auf den Wirtschaftshof. Es war ein ziemlich großes Gemach; nahe dem Fenster stand der mächtige Diplomatenschreibtisch, stets mit Schriftstücken und den neuesten Erscheinungen der landwirtschaftlichen und bergmännischen Literatur bedeckt. Die Wände waren ausschließlich von Bücherregalen besetzt, nur dem Schreibtisch gegenüber hing ein Pastellbild der verstorbenen Gräfin, von einem Immortellenkranz umwunden. In der Nähe des mächtigen Kamins hatten ein grünbezogener Tisch, eine Chaiselongue und einige amerikanische Schaukelstühle Platz gefunden.

Heute wie gewöhnlich warf sich der Graf, als er von seinem Gang durch die Wirtschaftsgebäude zurückkam, hastig auf die Chaiselongue, stürzte ein Glas Thee hinunter und griff dann sofort nach den eingegangenen Briefen, die ihm stets neben die Frühstückstablette gelegt werden mußten. Er war im Begriff, das erste Couvert zu öffnen, als der Kammerdiener die Thüre aufriß und meldete: „Gnädigste Comtesse.“

Der Graf legte den Brief hin und rückte sich ein wenig zurecht, er bewahrte auch der Tochter gegenüber stets seine würdige Haltung. „Verzeih“, Papa, wenn ich Dich früher als gewöhnlich störe, um Dir guten Morgen zu sagen,“ begann sie, „ich wollte...“

Er unterbrach sie, auf das Keitkleid deutend, das ihre jugendlich geschmeidige Gestalt eng umschloß. „Bitte, ich sehe, Du willst ausreiten. Du störst mich übrigens gar nicht, die Briefe werden keine Eile haben. Nimm Platz, mein Kind, oder ist Dein Pferd schon vorgeführt?“

Sie trat an's Fenster und blickte hinaus. „Windspiel‘ ist noch nicht da,“ sagte sie dann und setzte sich zu dem Grafen, der sich mit seinem Thee zu thun machte.

„Wir werden Hausgenossen bekommen,“ begann er nach einer kleinen Pause. „Wenigstens auf einige Zeit.“

„Erwartest Du Gäste? Auch Edgar machte mir in seinem letzten Briefe eine Andeutung, als ob er uns zum Herbst besuchen wollte.“

Der Graf ignorirte die Anspielung. „Gäste eigentlich nicht, liebe Else,“ meinte er. „Der neue Grubendirektor trifft in diesen Tagen ein und wird vorläufig bei uns wohnen, bis das Beamtenhaus am Stolzenhacht fertig ist.“

„Sagtest Du nicht, daß er verheirathet sei? Du hast ihn noch gar nicht gesehen, nicht wahr? Ist er jung oder alt?“ fragte sie lebhaft.

„Das sind viele Fragen auf einmal, und ich kann Dir nicht einmal ausreichende Auskunft geben, da der Kontrakt nichts Näheres über sein Alter enthält und ich ihn noch nicht gesehen habe. Ich habe mich auch gar nicht darnach erkundigt, denn nach der Empfehlung des Oberbergraths war ich froh, daß der so ausgezeichnet kenntnißreiche Mann sich überhaupt in meine Dienste begab. Verheirathet ist Herr Renner aber nicht.“

„Du sprachst doch aber von ‚Hausgenossen‘, Papa.“

„Er hatte sich die Führung eines eigenen Hausstandes ausbedungen und ich nahm daher auch an, daß er Familie habe. Als sich die Fertigstellung des Direktionsgebäudes nun aber durch die Saumseligkeit des Baumeisters verzögerte und ich ihn bat, dies zu entschuldigen, indem ich ihm gleichzeitig schrieb, daß er mit den Seinen bei uns im Schloße Aufnahme finden werde, antwortete er dankend, daß er seine Schwester vorläufig in der Hauptstadt zurücklassen und allein kommen würde. Es war nur natürlich, daß ich die Dame darauf ebenfalls einlud. Ich konnte mich dem nicht entziehen, denn Renner ist der erste und vor Allem der wichtigste meiner Beamten, und mir muß daran liegen, ihm seine Stellung hier möglichst angenehm zu machen. Es ist nur mein eigener Vortheil.“

„Aber ich bitte Dich, Papa, das ist doch selbstverständlich. Das Schloß ist groß genug und ein wenig Abwechslung —“

Der Graf fiel ihr in's Wort: „Nun, wir werden sehen. Jedenfalls ist es nur auf einige Wochen. Ich habe ihnen die Fremdenzimmer im zweiten Stock einräumen lassen. In wie weit wir sie in unsere Gesellschaft ziehen können, läßt sich ja erst entscheiden, wenn wir die Leute kennen gelernt haben.“

„Puh — ich denke mir einen alten, griesgrämigen Techniker und eine womöglich noch ältere Jungfer Schwester mit Schmachtkloßen und einem Pompadour. Ich sehe sie im Geiste vor mir, als ob ich sie seit Jahren kenne.“ Die Comtesse lachte fröhlich auf.

„Jedenfalls müssen wir ihnen gegenüber alle Rücksicht beobachten. Aber da wartet Krüger schon, um Dir zu melden, daß Dein Pferd bereit steht — nicht wahr, Krüger?“

Der soeben eingetretene Kammerdiener bejahte und Else erhob sich. „Miß Dowler ist unwohl, willst Du mich nicht begleiten, Papa?“ Sie versäumte die Frage nie, obwohl sie im Voraus wußte, daß der Vater keine Zeit haben würde.

Er deutete auch heute auf seine Briefe. „Leider unmöglich —

auf Wiedersehen beim Diner und sei vorsichtig: ‚Windspiel‘ ist etwas bodenscheu!“

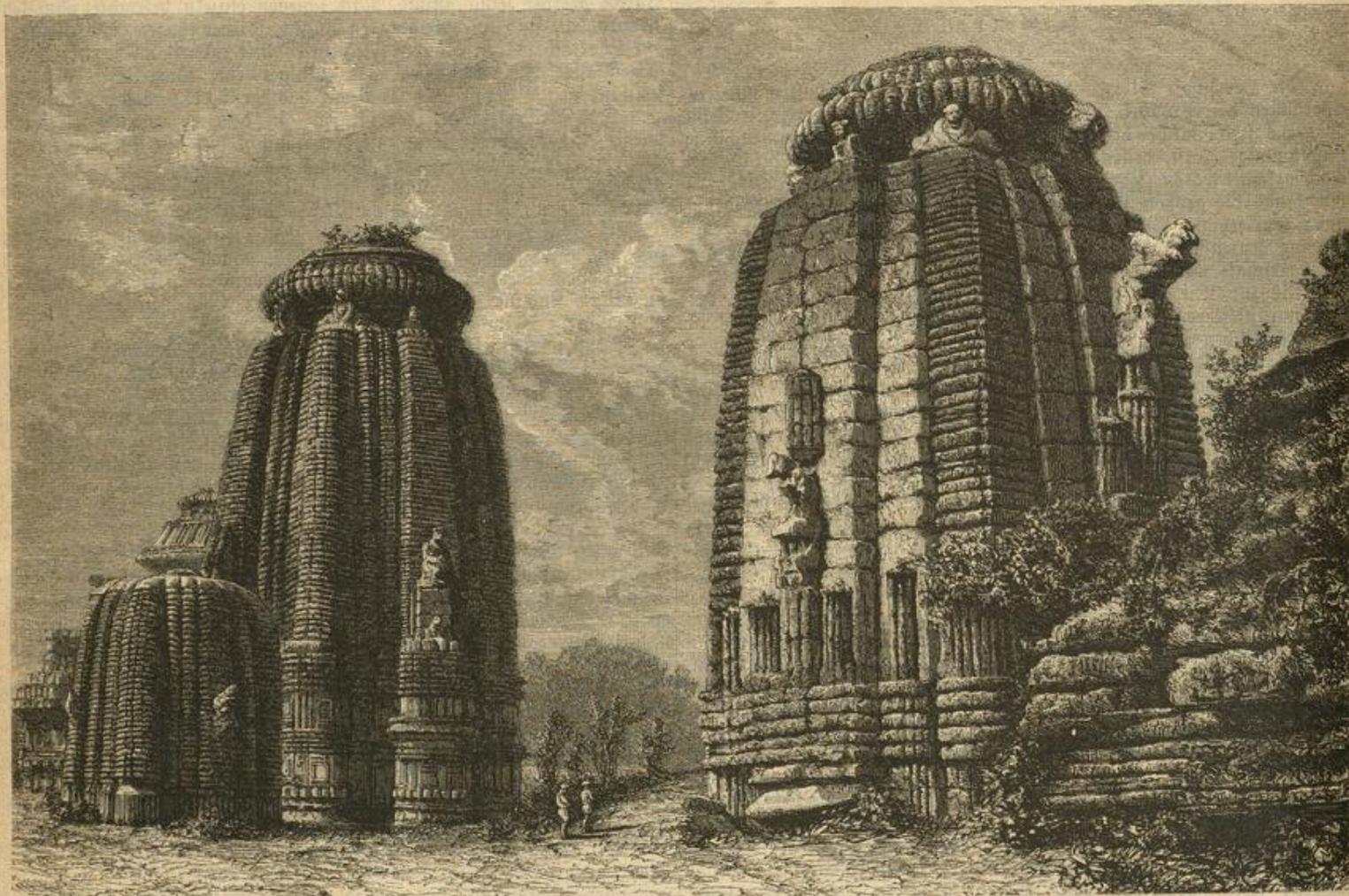
Sie lachte fröhlich und eilte, ihm noch eine Kußhand zuwerfend, davon.

Der Graf wandte sich wieder seiner Korrespondenz zu. Er überlas hastig die ersten Briefe und legte sie, als nichts Wesentliches enthaltend, bei Seite. Plötzlich stuzte er und überflog eines der Schreiben noch einmal, um es dann zum dritten Male langsam und sorgfältig, Buchstabe für Buchstabe, zu überlesen.

Als er damit fertig war, stand er auf und schritt langsam einige Male im Zimmer auf und ab. Endlich schien er einen Entschluß gefaßt zu haben; er warf sich in den Sessel vor seinem Schreibtisch und klingelte. Als der Kammerdiener eintrat und nach den Befehlen des Herrn Grafen fragte, fixirte er ihn einige Augenblicke scharf, als ob er in seiner Seele lesen wollte.

„Wie lange sind Sie im Dienste unseres Hauses, Krüger?“ fragte er dann.

Der Alte blickte etwas verwundert auf. „Ich bin seit meinem fünfzehnten Jahre auf Schloß Stolzenhagen, Herr Graf — zu Weib-



Ruinen vom Tempel des Bhuvaneswara in Orissa (Ostindien). (S. 188)

nachten werden es siebenundvierzig Jahre, daß ich in die Dienste des hochseligen Herrn Grafen eintrat.“

„Und Sie befinden sich wohl hier, nicht wahr? Sie möchten Ihre Stellung nicht vor der Zeit verlieren?“

„Herr Graf?“

„Schon gut. Ich habe mit Ihnen zu sprechen.“ Der Graf verstand es, mit seinen Leuten umzugehen, in dem einen Moment machte er sie zittern, im nächsten wußte er durch ein geschickt angebrachtes Lob sie neu zu fesseln. „Sie sind unserem Hause treu ergeben, ich weiß es, Krüger, Sie haben es oft bewiesen. Mein verstorbener Vetter hielt viel auf Sie, und weil mir das bekannt ist, habe ich Sie auch in meinen Diensten behalten und bin immer zufrieden, sehr zufrieden mit Ihnen gewesen.“

Dem Alten standen die Thränen in den Augen, er zog leise das Taschentuch aus dem tadellosen Frack und fuhr sich verstohlen über das Gesicht.

„Es handelt sich um eine fast verjährte Sache,“ fuhr der Graf fort, „um eine Bettelrei von der angeblichen Frau des Grafen Hasso, der Italienerin. Ich möchte einer Unwürdigen aber nichts schenken, und andererseits eine wirklich Bedürftige nicht im Elend lassen. Darum

wollte ich mit Ihnen sprechen... Sie gingen doch damals, vor einundzwanzig Jahren, mit meinem Vetter nach Italien?“

Ueber das Gesicht des Kammerdieners zuckte es wiederholt schmerzhaft bei den ersten Worten seines Herrn.

„Und Sie blieben dort bis... nun, bis jene Kette unglücklicher Ereignisse eintrat?“

Krüger bejahte. Der Graf sah ihm nochmals wie zweifelnd scharf in die Augen, dann fuhr er fort: „Nun, dann müssen Sie ja das, worauf es mir ankommt, am genauesten kennen, um so genauer, als mein Vetter großes Vertrauen zu Ihnen hatte. Erzählen Sie mir also den ganzen Hergang, ich habe die Details, die Sie mir damals bei meiner Ankunft in Rom flüchtig meldeten, wohl schon meist vergessen, und gerade sie sind mir von Wichtigkeit. Zunächst: wann und unter welchen Umständen reisten Sie damals von Stolzenhagen ab?“

Der Alte sann einige Augenblicke nach. „Es muß in den letzten Tagen des März gewesen sein, als der Herr Graf den Brief aus Rom bekam, in Folge dessen wir sofort abreisten. Nichts konnte schnell genug gehen, ich mußte Hals über Kopf das Nothwendigste einpacken, und der Herr Graf sagten mir nicht einmal, wohin die Reise gehen sollte — er saß ganz in sich versunken vor seinem Arbeitstisch, an dem

er das Schreiben zuerst gelesen hatte, nahm nicht einmal das Frühstück, das ich ihm noch servierte, und erst als die Wagen fertig waren und ich ihm beim Einsteigen half, drehte er sich zu mir um und sagte: wir reisen nach Rom — Graf Hasso ist sehr krank. — Ich meinte, ich sollte auf der Stelle umfallen, denn so hatte ich den gnädigen Herrn noch nie gesehen, so hatte er noch nie gesprochen: sein Gesicht war aschfahl und ich konnte ihn kaum verstehen, so zitterte seine Stimme.“

„Seit wie langer Zeit weilte Graf Hasso damals schon in Italien und — besinnen Sie sich genau, Krüger — wie war in der letzten Zeit das Verhältniß zwischen meinem Vetter und meinem Neffen gewesen?“

„Der junge Herr mochte wohl schon drei Jahre in Rom gewesen sein, denn er ging gleich, nachdem er seine Studien auf der Berliner Akademie vollendet hatte, dorthin. Ob der gnädige Herr das zuerst gern sah, darüber kann ich nicht urtheilen, als aber dann aus Italien die Briefe und Skizzen des jungen Herrn Grafen eintrafen, schien er sehr glücklich und konnte sich besonders von den Bildern gar nicht losreißen. Erst in der letzten Zeit klagte er wohl darüber, daß der Herr Sohn so selten schreibe.“

„Gut; Ihr kamt also in Rom an und fuhr natürlich sofort zu meinem Neffen?“

„Sehr wohl. Und der Herr Graf wunderten sich noch sehr, daß die Wohnung so sehr weit außerhalb der guten Stadttheile lag.“

„Wer empfing Euch in der Wohnung?“

„Ein älterer Diener. Er sah aber wenig standesgemäß aus und machte erst auf wiederholtes Klopfen auf. „Wo ist mein Sohn?“ rief der Herr Graf... Der Mann verstand aber nicht deutsch und entfernte sich, indem er etwas von Signora Contessa murmelte. Der Herr Graf sah ihm erstaunt nach und wollte soeben ohne Weiteres in die Wohnung eintreten, als eine Dame in der Thüre erschien, eine so schöne Dame —“

Der Graf räusperte sich vernehmlich.

„So schön, gnädigster Herr, wie ich noch nie eine gesehen hatte. Groß von Gestalt, lange schwarze Locken und Augen...“

„Schon gut, ich verzichte gern auf die nähere Schilderung; ich war ja später selbst so — glücklich, sie zu sehen. Was sprach mein Vetter nun mit jener Dame?“

„Die Herrschaften unterhielten sich französisch, ich konnte sie also nicht verstehen. Außerdem befahl mir der Herr Graf nach den ersten Worten, abzutreten und ihn vor dem Hause zu erwarten. Erst nach geraumer Zeit, es mochte wohl gegen eine Stunde vergangen sein, rief er mich herein, ich mußte die Koffer in's Haus schaffen und man wies uns einige ziemlich ärmliche Zimmer an.“

„Wann sahen Sie den Grafen Hasso?“

„Fast unmittelbar vor seinem Tode... zwei Tage nach unserer Ankunft. Es war ein schleichendes Fieber, das ihn erfaßt hatte. Er hatte den Herrn Grafen selbst anfangs gar nicht erkannt, als aber dann lichte Augenblicke kamen, fragte er sogar nach mir —“ der alte Diener konnte vor Rührung kaum fortfahren. „Weil wir uns oft als Kinder zusammen im Park getummelt hatten, kannte er mich gar wohl, ich mußte an sein Bett kommen, und er drückte mir die Hand und meinte, ich sollte bei ihm bleiben.“

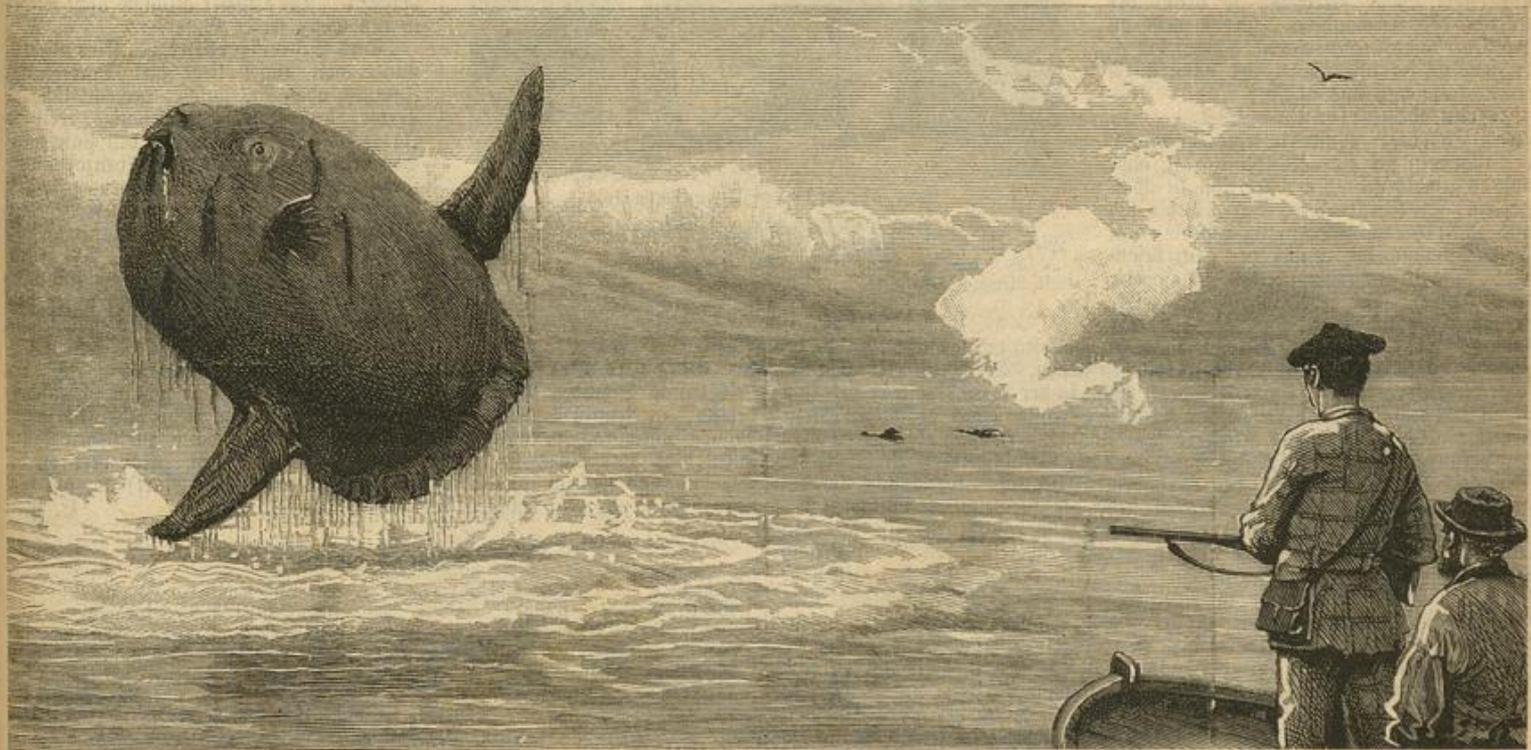
Dem Grafen schien an den Gefühlsergüssen des Alten wenig zu liegen. „Wie verhielt sich während dieser Tage — die sogenannte Frau des Grafen Hasso?“ fragte er ziemlich kurz.

Krüger blickte ihn erstaunt an. „Herr Graf, es war seine angetraute Gemahlin,“ sagte er dann fest und bestimmt. „Es mag wohl zuerst zwischen ihr und meinem seligen Herrn scharfe Auseinandersetzungen gegeben haben, denn der gnädige Herr hatten auch, mit Erlaubniß zu sagen, einen harten Kopf und mußten wohl gar nichts von der Heirath gewußt haben — nachher haben der Herr Graf die Dame aber stets als die Gattin seines Sohnes angesehen und auch den Knaben oft genug auf den Knien geschaukelt. Und das hätten der Herr Graf nie gethan, wenn —“

„Wenn er nicht im Schmerz über den Verlust des Sohnes alles Andere vergessen hätte, wollten Sie doch sagen, Krüger? Aber gleich-



Ein Sonnenfisch, der sich sonnt. (S. 188)



Emporschwellen eines getroffenen Sonnenfisches aus dem Wasser. (S. 188)

viel, Graf Hasso starb also, und vierundzwanzig Stunden später legte sich mein Vetter, nicht wahr?“

„Sehr wohl, gnädigster Herr. Die Aerzte meinten, es sei Anfechtung, ich glaube aber, es war mehr die Aufregung und der Schmerz, die den Herrn in den Sarg brachten. Acht Tage, nachdem wir den Sohn begraben hatten, begruben wir den Vater. Ich blieb allein bei

der Frau Gräfin und dem Kleinen — auf der Gesandtschaft hatte man mir gesagt, daß an den Herrn Grafen nach Kaudniß telegraphirt sei, und dann kamen der gnädige Herr ja selbst,“ er stockte wieder, „und brachten Alles in Ordnung!“ vollendete er endlich zögernd.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

(Nachdruck verboten.)

Die Ruinen vom Tempel des Bhuaneswara in Orissa. (Mit Bild auf Seite 186.) — Die kleine Provinz Orissa in der britisch-ostindischen Präsidenschaft Bengalen enthält eine Menge religiöser Alterthümer und Baudenkmäler, von denen aber viele zerfallen sind. In alter Zeit herrschte in dieser Gegend der Buddhismus, welcher dann etwa 500 Jahre n. Chr. durch das Brahmanenthum gewaltsam verdrängt wurde, worauf Orissa im 16. Jahrhundert in die Gewalt der Muselmänner kam, welchen es 1761 durch die Mahrattenkaiser entrissen wurde, um 1803 englische Provinz zu werden. Unter den alten Heiligthümern ist der ehemalige Tempel des Bhuaneswara eines der großartigsten und bedeutendsten; es stehen von ihm nur noch die beiden Bagoden, welche gleichsam die Thorpfeiler bildeten und von denen wir auf Seite 186 eine Ansicht geben. Sie scheinen zur Zeit der brahmanischen Eroberung erbaut worden zu sein und sind jedenfalls von den Muselmännern zerstört worden. Es sind Bauten in der Form eines abgestumpften Kegels von vierseitigen Grundriß und mit vorpringenden Rippen versehen, welche einst Götterbilder trugen. Vor der großen Bagode zur Linken erhebt sich noch ein viel kleinerer Bau, der im Wesentlichen dieselbe Bauart zeigt.

Der Sonnenfisch. (Mit 2 Bildern auf Seite 187.) — Zu den seltsamsten Meeresbewohnern gehört der Sonnenfisch, auch wohl Mondfisch, Meermond oder schwimmender Kopf genannt, welcher aussieht, wie der vom Rumpfe getrennte Kopf eines großen Fisches; Rücken- und Bauchflosse sind ungewöhnlich lang und zugespitzt, die Kiemenflossen klein, stumpf handförmig, die Schwanzflosse kurz, breit, abgestumpft, sich ganz über das hintere Körperende erstreckend. Der Sonnenfisch dreht sich beim Schwimmen meist um sich selbst wie ein Rad, kann aber auch aufrecht, mit Kopf und Augen über dem Wasser, schwimmen, oder sich auf der Seite liegend ruhig treiben lassen. Man hat schon Exemplare von einer Länge von 175 Centimeter und einem Gewicht von mehr als 200 Kilogramm gefangen. Er erscheint namentlich an der irischen Küste sehr häufig und ist dann Gegenstand einer eifrigen Verfolgung. Sobald man Sonnenfische bemerkt, lassen sich die Jäger bis auf Schußweite zu ihnen heranrücken, was bei ruhiger See nicht schwierig ist. An sonnigen Tagen lassen sich diese merkwürdigen Meeresbewohner mitunter so ruhig treiben, daß sich — wie unser oberes Bild auf S. 187 zeigt — Möven auf ihrem Rücken, ja selbst auf der Spitze der Rückenflosse niederlassen. Der Jäger muß genau auf den Anfaß der großen Rückenflosse zielen; schlägt die Kugel dort ein, so dreht sich der Fisch wie ein Kreisel oder schnellt sich sogar mitunter einige Fuß hoch aus dem Wasser empor, wie wir auf dem unteren Bilde sehen. Hat der Schuß die rechte Stelle getroffen, so bleibt der Körper des verwundeten Thieres meist an der Oberfläche; man wartet dann, bis es ruhiger wird, und tödtet ihn dann durch einen Fangschuß aus nächster Nähe.

Eine wohlersonnene List. — In einem Thüringer Waldorte lebte ein Mann, der allgemein für einen Wilddieb galt, ohne daß es jemals gelungen wäre, ihn zu überführen. Die Forstbeamten waren außer sich und setzten ihre ganze Hoffnung auf den neuen Justizamtman, der es sich zur ganz besonderen Aufgabe gemacht hatte, den Schlaumeier zu überlisten. Bei jeder Gelegenheit zeigte er sich freundlich gegen ihn und gab ihm endlich sogar zu verstehen, er könne einen Hirschbraten gut brauchen, da in den nächsten Tagen einige Freunde ihn zu besuchen kämen. Der Wilderer begriff und sagte die Besorgung zu. Er hielt Wort! Spät in der Nacht klopfte er den Amtmann aus dem Bette und reichte ihm durch das Fenster einen prächtigen Hirschbraten hinein. Nun war er geliefert! Der Amtmann rief sich ob seiner Schlauehand vergnügt die Hände. Der Wilddieb wird vor Gericht geladen, Amtmann und Protokollführer sitzen bereit, der Hirschbraten liegt als Beweisstück auf dem grünen Tische. Red und unerschrocken steht der vermeintliche Wilddieb dem Braten gegenüber. „Erkennt Ihr den Braten und räumt Ihr ein, mir denselben gestern Nachts selbst zum Fenster hereingereicht zu haben?“ — „Gewiß, Herr Amtmann, das habe ich gethan!“ — „Also gesteht Ihr, den Hirsch geschossen zu haben! Oder habt Ihr einen Gegenbeweis?“ — „Geschossen? Nein. Gegenbeweis? Den habe ich in der Tasche. Hier ist er.“ Mit diesen Worten überreichte er dem gestrengen Herrn Amtmann ein Blatt Papier des Inhalts: „Rechnung des Wildprethändlers K. für Herrn Amtmann J. über 10 Pfund Hirschbraten, à 6 Groschen, Summa 2 Thaler.“ — „Was soll's damit?“ fragte der Amtmann verblüfft. — „Nun, der Herr Amtmann wünschte baldigst einen Hirschbraten, ich lief in die Stadt und kaufte ihn für Ihre Rechnung. Für den beschwerlichen Nachtweg werden Sie mich gewiß mit einem Trinkgeld bedenken. Habe ich sonst noch etwas hier zu thun?“ — „Nein! Ihr könnt gehen!“ — „Aber mein Trinkgeld?“ — „Hier habt Ihr 10 Groschen!“ — „Danke ergebenst und wünsche allerseits einen schönen guten Morgen!“ — Dem Herrn Amtmann war der Hirschbraten wie das Wilddiebsfangen arg versalzen und er ließ den Beargwöhnten fortan in Ruhe. [R.]

Eine verfehlte Krone. — Jeder unserer Leser hat wohl schon von der berühmten lombardischen eisernen Krone, die in Monza aufbewahrt wurde, gehört. Dieser Schmuck der italienischen Könige war nun keineswegs von

Eisen, wie man aus ihrer Benennung schließen könnte, sondern sie war aus Gold prachtvoll getrieben und mit edlen Gesteinen übersät. Nur im inneren mittleren Reife war ein eiserner Ring, der aus einem Nagel vom Kreuze Christi geschmiedet sein sollte. Nach dem Untergange der hohentausischen Kaiser kam die kostbare Krone in den Besitz der Gewalthaber von Mailand, der de la Torre, und das Haupt derselben, Guido de la Torre, sah sich genöthigt, um Geld zum Kriege zu erlangen, das Kleinod um eine bedeutende Summe bei einem Mailänder Juden zu verlegen. Da bestieg ein neuer König, Heinrich von Luxemburg, den deutschen Thron und 1309, von dem Dichter Dante und den Ghibellinen Italiens freudig begrüßt, in Mailand ein. Die Krönung mit der eisernen Krone sollte stattfinden, aber vergeblich waren alle Nachforschungen nach derselben. Guido de la Torre hütete sich wohl, zu sagen, daß er sie versteckt hätte, und der Jude schwieg ebenfalls wohlweislich. In seiner Verlegenheit mußte sich König Heinrich VII. von einem Künstler aus Siena eine Interimskrone und zwar aus polirtem Stahl arbeiten lassen. Heinrich starb schon im Jahre 1313, Guido wurde aus Mailand auf immer vertrieben, und erst nach fünf Jahren, 1318, meldete sich der Jude mit seinem Pfandstück bei Maffeo Visconti, dem damaligen Beherrscher Mailands, der die Krone wieder einlöste. Sie ist noch bei der Krönung des jetzt regierenden Kaisers von Oesterreich gebraucht worden, ohne daß wohl Jemand daran gedacht hat, daß die eiserne Krone Jahre lang als Pfandobjekt versteckt gewesen war. [3.]

Lebendig — todt. — Unter der despotischen Regierung des Kaisers Paul I. von Rußland hatte der Oberst eines Garderegimentes in seinem Monatsrapport einen Offizier, der im Lazareth in den letzten Zügen zu liegen schien, als todt angegeben und daraufhin der Zar denselben eigenhändig aus der Armeeliste gestrichen. Der Offizier stirbt aber nicht, sondern gesundet. Der Oberst in der Angst vor den Folgen seiner übereilten Meldung überredet den Genesenen, sich für einige Zeit zurückzuziehen, bis er, der Oberst, Gelegenheit fände, die Sache zu repariren. Der Offizier geht darauf ein, aber seine Erben haben die amtliche Anzeige seines Todes gelesen und wollen ihn schlechterdings nicht mehr als Lebenden anerkennen. Als nun der lebendig Verstorbene durchaus nicht wieder in den Besitz seiner Güter gelangen kann, reist er nach Petersburg zurück und reicht dem Kaiser ein unterthänigstes Geheuch um Wiederbelebung ein, d. h. um allerhöchste Anerkennung seiner wirklichen und leibhaftigen Existenz. Darauf setzt sich Paul, der sich ungemein viel darauf einbildete, wie Friedrich der Große Alles selber zu thun und zu entscheiden, hin und schreibt höchst eigenhändig die salomonische Marginalresolution: „Maßen in Betreff des Herrn Offiziers schon ein allerhöchster Befehl erlassen worden ist, so wird ihm seine Bitte abgeschlagen.“ Der Offizier gelangte nicht wieder in den Besitz seiner Güter. E. T.

Das Schweizerblut. — Eine Viertelstunde von Basel liegt das Dorf Saint Jacques oder St. Jakob, gemeinlich die Termopylen der Schweiz genannt, weil im Jahre 1444 1300 Schweizer den Paß zwölf Stunden lang gegen 30,000 Franzosen vertheidigten und bis auf den letzten Mann umkamen; die Baseler feierten diese Begebenheit auf eine edle Weise. Sie pflanzten einen Weinberg auf das Schlachtfeld. Alle Frühjahrs tranken sie im Dorfe auf das Andenken ihrer tapferen Brüder von dem unter dem Namen „Schweizerblut“ dort wachsenden R. St.

Wein. Geiz und Verschwendung. — Der berühmte Staatsmann For, der stets tief in Schulden steckte, wurde eines Abends, als er sich in Gesellschaft befand, in seinem Spiele durch den Lord R., einem mehr als sparjamen Manne, unterbrochen, welcher einen halben Schilling hatte zu Boden fallen lassen und nun Alles in Alarm brachte, ihn zu juchen. For verdroß die Störung, und sogleich zündete er eine Zehnpfundnote (200 Mark) an, um dem Lord beim Suchen zu leuchten. E. R.

Forstbren-Räthsel.

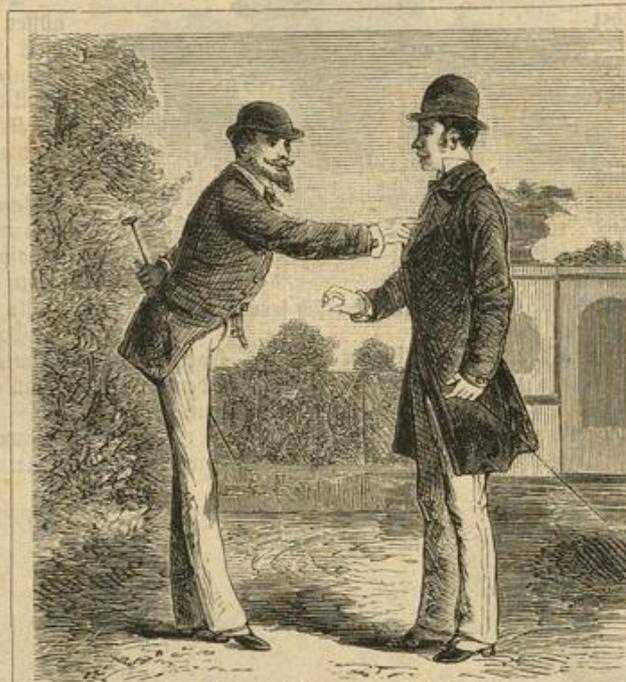
Gast Du's mit Recht, so sehl Dir zu,	Mit Wih kann es nur wenig Dir
Als Erster Dich zu zeigen;	Und Deinem Anseh'n frommen.
Doch stellst Du einem Laut es vor,	Siehlst Du's mit Liebe im Verein,
War' vortheilhaft'er: schweigen.	Hast Du's für Dies und Jenes,
Mit dem Geschmad löst's ahnen Dich,	Und wenn an Bilde'n Du's erblidst,
Was noch dereinst kann kommen;	Soll's lehren Dir nur Schönes.

Auflösung folgt in Nr. 48. Emil Noet.

Auflösungen von Nr. 46: der Charade: Klagenfurt; des Silbenräthfels: Henna, Khab, Kaffau, Safran, Rohamed, Amanda, Kaslan, Arreit, Rienz, Tomtola (Hans Kafat — Abundantia).

Alle Rechte vorbehalten.

Verlag von Chr. Wildbreit in Wildbad.
Redigirt, gedruckt und herausgegeben von
Hermann Schen'cin in Stuttgart.



Der überflüssige Hauschlüssel.
A.: Sag' einmal, Du sehlst wohl recht unter dem Pantoffel? Deine Frau gibt Dir wohl nie den Hauschlüssel?
B.: Ach, den Hauschlüssel bekomme ich alle Tage! Aber sie gibt mir niemals Geld mit!